

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 15

Artikel: Das Klavier
Autor: Fröhlich, Hanna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

oder umgekehrt Noten herauszugeben gegen Gold. Dadurch wurde es möglich, Auslandszahlungen zu machen entweder in Wechseln oder in Gold. War unser Wechselkurs zu tief, so schickte man Gold, und zwar tat man das so lange, bis die Konkurrenz der Goldzahlungen den Wechselkurs hinunterdrückte auf das Niveau, auf dem die bequemerem Wechselzahlungen wieder rentierten. Auf diese Weise wurde der Wechselkurs balanciert, stabil gehalten. Der Verkehr zwischen den Goldwährungsländern vollzog sich vermöge dieses Ventils reibungslos und sicher. Gleichzeitig wurde durch dieses Ventil auch der Gold-Ab- und Zufluss in die Nationalbank geregelt. War unser Wechselkurs schlecht, so floss Gold ins Ausland; aber bald strömte das Gold vermöge der Besserung unseres Kurses wieder zurück. Es war keine schwere Aufgabe, die Notenausgabe immer so zu halten, daß die Golddeckung die gesetzlich richtige blieb. Diese beträgt bekanntlich 40 Prozent; d. h. die Nationalbank darf auf je 40 Franken Gold, die in ihren Schatzkammern liegen, 100 Franken in Noten herausgeben.

So war es vor dem Krieg. Und wie steht es heute mit der Goldwährung? Beim Kriegsausbruch hoben alle Regierungen kraft ihrer Vollmachten die Goldwährung auf, da wo sie bestand. Sie hoben auf die Verpflichtung ihrer Notenbanken, Gold herauszugeben gegen Noten. Diese Maßregel war dringend geboten, weil sonst das Gold gehamstert und zuletzt der Notenbank ganz entzogen worden wäre, so daß ihre Noten ohne Golddeckung geblieben wären. Die Nationalbankleitung zog das Geld aus dem Verkehr zurück. Auch die Goldzahlungen des Auslandes (Munitionsindustrie) flossen in die Schatzkammern der Nationalbank.

Die durch den Krieg bedingte Konjunktur des Schweizerischen Handels und der Industrie forderte stürmisch Kredite, Geld. Die Nationalbank konnte diesem Bedürfnis nachkommen, besaß sie ja jetzt die nötige Golddeckung für die Herausgabe zahlreicher Notenmillionen und war sie ja auch durch das Gesetz, das ihr auftrug, „den Zahlungsverkehr zu erleichtern“, dazu gezwungen. Der preissteigenden Wirkung dieser vielen Millionen neuen Geldes (Inflation) war man sich damals kaum so recht bewußt.

Heute sieht man klarer. Heute weiß man, daß die Nationalbank in den kritischen Tagen des August, da die ängstlichen Seelen ihr Geld aus den Banken zurückzogen und damit dem Verkehr entzogen, neues Papiergeld herausgeben mußte, aber daß sie darüber hätte wachen sollen, daß dieses Geld nicht zu preistreibenden Spekulationen verwendet wurde. Sie hätte durch eine gutdurchdachte Presseaufklärung dem Schweizer Volk die Gefahren einer Inflationskonjunktur schildern können, hätte die Erklärung abgegeben sollen, daß sie ihre Macht (Notenausgabe und Notenzug) dazu verwenden werde, das allgemeine Preisniveau auf gleicher Höhe zu halten. Damit hätte sie den Spekulanten und Schiebern das Wasser abgegraben. Die öffentliche Schuldenlast (Gemeinden, Kantone und Eidgenossenschaft) wäre um einige Milliarden geringer, dafür heute die Steuern entsprechend niedriger.

Freilich hätte auch der Bundesrat eine klügere Finanzpolitik verfolgen sollen; das Finanzdepartement hätte nicht in so ausgiebigem Maße die Notenpresse, d. h. die Nationalbank, beanspruchen sollen zur Finanzierung der Mobilisation. (Bis Juni 1919 hatte es bei der Nationalbank 560 Millionen Franken gegen „Rekursionscheine“ = Schuldscheine entlehnt.) Sie hätte sich England und nicht Deutschland zum Vorbild nehmen sollen.

Man sieht heute die begangenen Fehler ein. Nachträglich weiß man immer, wie man es hätte machen sollen. Man hütet sich von Seiten der Nationalbank nunmehr auch, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und den Preisabbau-Theoretikern nachzuleben, die die Notenbank dazu mißbrauchen möchten, „Deflationspolitik“ zu treiben, d. h. das zirkulierende Geld durch Noteneinzug zu vermindern. Man weiß, daß dieses Vorgehen die Krise in perpetuum,

d. h. für so lange bedeutet, als nicht die Vorkriegspreise erreicht sind.

Man weiß: die Deflationspolitiker möchten zur alten Goldwährung zurückkehren. Man fragt sich billig angesichts der düstern Zukunft, die die verlängerte Krise in Aussicht stellt, ob es nicht angezeigt wäre, sich nach einem bessern Währungssystem umzusehen, z. B. nach der von vielen einsichtigen Währungspolitikern empfohlenen Indexwährung. — (Wir behalten uns die Erläuterung dieses Begriffes für eine spätere Gelegenheit vor.)

Gewiß, die Nationalbankleitung ist sich ihrer hohen Aufgabe mehr bewußt denn je. Sie weiß, daß ihr das wirtschaftliche Wohl und Wehe des Schweizer Volkes in die Hand gelegt ist. Wir haben das bestimmte Gefühl, daß sie bewußt den Deflationstendenzen des Privatkapitals nach Möglichkeit entgegenarbeitet. Aus diesem Verantwortungsbewußtsein heraus hat sie die Inflation nicht zu weit getrieben und wird sie auch die Deflation nicht mitmachen. Wir können uns täuschen; denn noch immer liegt in dieser Beziehung keine Erklärung vor von Seiten unserer obersten Finanzleitung.

Zweck dieser Zeilen war, die Leser über die hochwichtige Rolle aufzuklären, die die Nationalbank als zentrales Geldregelungsinstitut kraft ihrer Aufgabe und Kompetenz zu spielen hat. Das allgemeine Interesse für solche Fragen dürfte ebenso notwendig und wichtig sein wie das Interesse für Gesundheitslehre und für die Kunst, das auch regelnd und richtungweisend zu wirken hat.

Das Klavier.

Von Hanna Fröhlich.

(Nach dem Leben erzählt.)

Durch die blitzblanken Scheiben des Mansardenstüchchens flutete die Nachmittagssonne. Auf seinem niedrigen Stühlchen saß Schuster Gebhardt und klopfte in gleichmäßigem Takt seine Sohle. Schon lange wanderten seine Blicke verstoßen hinüber zu seiner Lebensgefährtin, die dort am Fenster im warmen Sonnenschein eingesinkt war. Sie schlief heute lange, Mutter Kathrin hatte den ganzen Morgen gewaschen, eigentlich für ihre siebzig Jahre eine Leistung, aber sie war auch jedesmal nachher schwachmatt, und nicht um die Welt würde Gebhardt sie geweckt haben. Augenscheinlich ließ etwas Wichtiges ihn nicht zur Ruhe kommen, seine lebhaften Greisenaugen blickten öfters auf, ob Kathrine denn gar nicht zu erwachen gedachte. Bis diese sich endlich reckte und streckte, dann ihrerseits die Augen wandern ließ, um schließlich ihre Blicke beinahe liebevoll nach der einen Ecke zu wenden, wo etwas stand, das gar nicht zu seiner mehr als einfachen Umgebung passen wollte: ein schönes Klavier. Augenscheinlich waren die Blicke des Schusters denen seiner Frau gefolgt; denn ein vernehmlicher Seufzer hob seine Brust, jedoch blieb er immer noch stumm.

„Was seufzest du denn schon wieder, Alter?“ Es klang unverholene Ungeduld aus der Frage. „Früher bist du auch nie unter die Sammerlappen gegangen, weshalb denn nun mit einem Male? Manchmal kenne ich dich gar nicht wieder, August, besonders in letzter Zeit.“

„Glaub's gern, Kathrine, früher gab es bei mir auch nichts zu seufzen, aber seit man alt wird, und die Zeiten so hart ... Schau, oft weiß ich mir keinen Rat mehr. Ein Stückchen Leder kostet heute ein Vermögen, schlimmer als Wucherer und Blutsauger sind die Lederhändler, ja, wenn man aus erster Hand zu kaufen vermöchte, das wäre etwas anderes, aber so — da läßt sich eben nichts dran ändern. Nur als vorhin gar noch der Hausherr da war, eine neue Steigerung der Miete für den nächsten Ersten anzuzeigen, da schlugen wieder einmal die Sorgen über mir zusammen, was meinst du, Alte, ich halte es für das Beste, wir nehmen unsern ganzen Kram, und ziehen aus.“

„Du bist wohl verrückt geworden, August!“ klang die gereizte Antwort, „wo um Himmelswillen willst du denn eine Wohnung hernehmen, die noch dazu billiger ist?“

„Das habe ich mir alles reiflich überlegt, während du schläfst, du weißt, ich pflege nicht vorher über eine Sache zu reden, als bis ich mir selbst darüber klar bin! Hinter Weinhausen, im Häuschen meiner Schwester, wäre schon noch Platz, so viel wir zwei brauchen, und vielleicht wäre dort auf dem Lande auch mehr Arbeit für mich, als hier bei den Städtern, welche die schlechten Schuhe kaufen, die kaum das Besohlen einmal wert sind — trauriger um den Verdienst kann es kaum stehen als hier, und dort ist das Leben billiger. Ich wüßte freilich noch einen Ausweg, der aller Not mit einem Mal ein Ende machen würde ... aber ...“ er stockte

„Weiß schon, Alter, wo du hinstiehst, aber das sage ich, August, so lange ich auch nur einen Finger rühren kann, geschieht das nicht! Eine Freude muß man dem Menschen lassen, damit er auch weiß, wofür er sein ganzes Leben gespart, gearbeitet, nein, geküßt hat! Meine Freude ist nun einmal das Klavier, und davon trenne ich mich nimmermehr!“

Ein weicher Schimmer flog dabei über das alte Gesicht, eine Erinnerung, die es gleichsam vergoldete, daß die Greisin hübsch, sehr hübsch einst gewesen sein mußte, das konnte man deutlich bemerken. Ein Schatten flog sichtbar über des Mannes Gesicht, als sie nun in Erinnerung versunken fragte:

„Weißt du noch, Alter, wie damals unser Gustav selig war, als das Klavier ins Haus kam? Wie ein Kind tanzte der große Junge im Haus herum: Nun kann ich daheim üben, sicher werde ich jezt rascher vorwärts kommen, und das alles danke ich Euch, Ihr Guten!“

„Ob ich das noch weiß? So etwas vergißt sich nicht so leicht. Auch nicht, ... wie lange und wie schwer wir daran abzahlen mußten! Weißt du es noch, Kathrine, wie der Bub damals sagte: „Wenn ich erst Lehrer bin, dann müßt Ihr guten Alten es sein haben bei mir“. Und was ist nun damit geworden? sage selbst.“

Die alte Frau schaute ein wenig unter sich, und ein verlegenes Räuspern klang vom Fenster her. „Schon wahr, August, aber er hat's doch ernstlich gewollt, der Gustav, das kannst du mir glauben, ich weiß es sicher. Nur die Verhältnisse sind schuld daran, daß es nicht sein konnte, sonst müßten wir uns heute die Köpfe nicht zerbrechen, wo wir für unsere alten Tage das Brot hernehmen.“

„So, so, die Verhältnisse, meinst du? hm, daran waren wohl auch die Verhältnisse schuld, daß Gustav sich eine Frau wählte, die sich der armen, alten Eltern schämt? Sag einmal ehrlich, Kathrine, wie oft hat sich der Junge bei uns blicken lassen, in den drei Jahren, seit er verheiratet ist? Sind es nicht kaum drei Mal? ... Und wenn er schon kam, dann war's jedesmal, als ob er das Fieber hätte, immer die selbe Ausrede: „Ich darf mich nicht aufhalten, meine Zeit ist ungemein ausgefüllt, Ihr begreift, nicht wahr ... Ei, freilich haben wir begriffen, nur zu gut ... ich zum mindesten! Du weißt Kathrine, daß ich kein Mann von vielen Worten bin, aber weh tut es doch, wenn man erleben muß, daß sein einziges Kind sich von einem abwendet, nur weil man arm ist. Etwas anders kann man mir doch wohl nicht vorwerfen, oder? Wie denkst du darüber?“

Die Greisin war förmlich errötet vor Scham. „Wie kannst du nur so etwas glauben, der Junge so schlecht, und sich deiner — unser schämen! Man merkt, wie die Sorgen dich bitter machen, und ungerecht, als ob der Gustav dafür verantwortlich zu machen wäre, wenn seine Frau unrecht handelt! Dafür kann er doch nichts, das glaubst du doch auch?“

„Siehst du, Alte, wir haben so lange im Frieden gelebt, wir wollen uns nicht streiten um Dinge, die jedes von

uns durch eine andere Brille ansieht. Dich hat all das Schwere, was uns das Leben brachte, bitter gemacht, aber eine weiche Stelle hast du behalten in deinem Herzen, die für dein Kind, deinen Gustav ..., deshalb willst du auch nicht in den Verkauf des Klaviers willigen ..., oh, ich kenne dich, in deinem Wahne gehst du so weit, zu glauben, wenn einmal das nicht mehr bei uns steht, werde dein Bub überhaupt nicht mehr bei uns erscheinen, weil er ja doch nicht mehr spielen könne, bei uns! Törichtes Mutterherz, das nicht sehen will! ...“

Schuldbewußt hielt die Greisin abermals den Kopf gesenkt. „Du gehst entschieden zu weit, Vater! Ich will dir jezt ehrlich gestehen, weshalb ich gar so sehr an dem Instrument hänge; zum ersten bedeutet es mir beinahe ein Stück von Gustav — denkst du noch all der schönen Abende, wo er dem Klavier solch herrliche Töne entlockte, und wir Hand in Hand saßen, und latschen durften ..., ja damals war es noch unser Junge! Und dann ist da noch ein anderer Grund ...“ sie stockte verlegen, „du kennst mich ja, Mann, stolz bin ich schon immer gewesen, mein Lebtage! Möglich, daß es dumm ist, aber ich sage mir, solange wir das Klavier behalten, muß er doch glauben, es gehe uns gut, haben unser Auskommen, sonst hätten wir es sicher schon verkauft.“

Der alte Schuster nickte befriedigt; „diesen letzten Punkt lasse ich gelten, Frau, da empfinde ich genau wie du, wenn er sich mit seinem Herzen so ganz von uns losgelöst hat, käme ich mir vor wie der elendeste Bettler von der Straße, wollte ich Gustav Gelegenheit geben, uns, wie er's nennen würde, Gutes zu tun. Es ist mir förmlich eine Beruhigung, daß er auf diese Art niemals auf den Gedanken kommt, wir leiden Not. Drum mag das Klavier ruhig stehen bleiben.“

Es war wenige Wochen später. In dem kleinen Häuschen, dicht an der Landstraße von Weinhausen, war das alte Ehepaar seit kurzem erst eingezogen. Für die beiden bedürftigen Alten war von der Schwester ein Hinterstübchen leer gemacht worden. Ein früheres Gerätekammerchen, seitwärts angebaut, war notdürftig zu einer Küche umgeschaffen worden. Dort hausten sie nun. Durch das Fenster blickte der alte Birnbaum. Der mochte sich wohl wundern über den schwarzen, mächtigen Kasten, der in dem Stübchen den meisten Platz beanspruchte, und so gar nicht passen wollte, zu allem übrigen, was dort stand.

Ganz, ganz verstohlen strich manchmal die runzelige, schmale Greisenhand des alten Mütterchens darüber hin, und dabei geschah es nicht selten, daß nachher auf dem blanken Holze ein Tropfen glänzte, den sie sorgsam wegwischte, damit ihn nur ja niemand sehe.

Allerdings fand Vater Gebhardt hier noch mehr Ursache zum seufzen, die Kunden wollten sich nicht einstellen, trotzdem seine Schwester sich redlich bemühte, ihm solche zu verschaffen, indem sie überall bekannt gab, der Schuster Gebhardt verstehe seine Sache famos. War sie wieder aus Hörweite, dann sagten die Bauern unter sich: was versteht so einer, der sein Lebtage unter Städtern gelebt hat, von dem, wie der Bauer seine Schuhe gearbeitet haben möchte? Das ist nichts für uns.

Seltener war, wie Mutter Gebhardt zusammenfiel, seit sie hier draußen wohnten, als wäre sie um einen halben Kopf kleiner geworden. Sie war auch nicht mehr so resolut und energisch, wie man's an ihr gewohnt gewesen. Es konnte jezt öfters vorkommen, daß sie ihrem alten Gefährten über den silbernen Scheitel strich, selbstvergessen, aber doch zärtlich geschah's, und der Alte hielt ganz still und rührte sich nicht. (Schluß folgt.)

Lahme Hoffnungen und halbe Aussichten.

Allem Anschein nach werden die Lausanner Verhandlungen zur Erledigung des Orienthandels früher beginnen als die neue Reparationskonferenz. Die Türken haben ihre